

## Dr. Kurt Bigler/ Bergheimer (1925-2007)

### Die Verschleppung

Der 22. Oktober 1940 begann wie alle anderen Tage. Mein Vater und ich besuchten zunächst einen englischen Sprachkurs. Später musste ich noch zum Zahnarzt. Kaum war ich angekommen, traf auch ein SS-Mann ein, der sich zu meiner Freude gerade neben mich setzte. Ich war angelegentlich dabei, illustrierte Zeitungen zu lesen, da mir die Nachbarschaft eines SS-Mannes begreiflicherweise nicht angenehm war. Noch weniger angenehm aber war mir, als er mich ansprach:

„Na“, meinte er, „Kleiner, das gibt aber ein Fest für euch, heute.“ Ich schaute ihn fragend an. „Was, du weißt noch nicht, dass heute alle Juden vogelfrei sind?“ Ich begriff den Mann nicht, außerdem wusste ich nicht, ob er sich über mich lustig machte oder ob er in mir wirklich einen Hitler-Jungen vermutete.

„Du solltest dich eigentlich mehr freuen, dass ihr etwas zu sehen und erst noch einen freien Tag bekommt. Heute wird's noch lustig, wir werfen die ganze Saubande hinaus, dann haben wir endlich Ruhe vor ihnen und sind die erste judenreine deutsche Stadt.“

Um den Mann, der mir offenbar wohlgesinnt war, abzulenken, zeigte ich ihm einige gute Witze in der Zeitung, als ich plötzlich auf der Straße meinen Vater pfeifen hörte. Ich ging schnell zum Fenster und sah unten wirklich meinen Vater, der mir zu verstehen gab, dass ich sofort kommen sollte.

Als ich bei ihm war, sagte er mir mit wenigen Worten, dass wir innerhalb einer Stunde die Stadt zu verlassen hätten. Wir mussten uns beeilen, um noch etwas einpacken zu können. „Aber das ist doch einfach unmöglich“, meinte ich. Worauf mir mein Vater etwas sagte, das ich nie vergessen werde: „Ich glaube jetzt auch, dass es das Wort unmöglich nicht mehr gibt. Was ich noch vor drei Jahren für ausgeschlossen gehalten habe, hat sich alles als möglich erwiesen. Hitler hat anscheinend doch recht: das Wort unmöglich gibt es in seinem Wortschatz nicht“.

Darauf eilten wir nach Hause. Dort angekommen, fanden wir meine Mutter inmitten eines Wäschehaufens sitzend, verzweifelt weinend. Aus allen Schränken hatte meine überaus ordnungsliebende Mutter etwas herausgerissen, war völlig ratlos, wusste nicht, was einzupacken, und flehte uns an, ihr doch zu helfen.

Man versetze sich einmal in unsere Lage und frage sich, was man in derselben Situation getan hätte, wahrscheinlich auch nichts viel Besseres als wir; wir begannen kopflos zu packen. Wir warfen Wäsche in die Koffer, zerrten sie wieder heraus, legten Kleidungsstücke hinein um sie wieder herauszunehmen. Schließlich hatten wir einige Koffer vollgestopft, allerdings ohne eine Ahnung davon zu haben, was wir in Wirklichkeit eingepackt hatten. Erst später - zu spät - merkten wir, dass wir Unsinniges und Nebensächliches eingepackt hatten, ohne an das Wichtige zu denken. Die übrige Zeit verbrachten wir mit unnützen Gedanken. Sollte man Rattengift in die zurückzulassende Konfitüre werfen, um den Nazis, die sie sich aneignen würden, den Appetit zu segnen, oder sollten wir unsere Wohnung in Brand stecken? (...)

Erst nach etwa zwei Stunden erschienen die Gestapobeamtinnen, um uns zu sagen, dass wir nur das mitnehmen durften, was wir selbst tragen konnten. Und das war herzlich

wenig. So blieben gleich zu Anfang einige gepackte Koffer stehen, die dann wohl in den „rechtmäßigen“ Besitz der beiden Gestapobeamten übergangen.

45 Schon auf der Straße begannen unsere Leiden. Wir wurden, schwer beladen wie wir waren, von schulfreier Hitlerjugend eskortiert. Und dass die nicht mit Flüchen, Beleidigungen und Gemeinheiten sparte, muss nicht besonders erwähnt werden. Verspottet, mit Schmutz beworfen, mussten wir regelrecht Spießruten laufen; wir konnten und durften uns nicht wehren. Hier war die zur völligen Verrohung erzogene Nazijugend in ihrem Elemente, das war für sie eine Art Praktikum für spätere Gräu-  
50 Wir waren froh und atmeten auf, als wir endlich zu einem Schulhaus kamen, wo schon viele unserer Leidensgenossen warteten. Dort mussten wir unsere Hausschlüssel „dem Deutschen Reiche zur Verwaltung“ übergeben und bekamen dafür sogar eine Quittung, denn im Dritten Reich ging alles seinen rechtmäßigen Gang...

55 Etwa zweieinhalb Stunden später wurden wir in Kamions verladen und auf Umwegen durch die Stadt gefahren. Dort durfte schulfreie Jugend sich wieder ihre Späße erlauben; wir waren der Willkür gänzlich ausgesetzt. Gegen Abend brachte man uns dann in eine noch im Bau befindliche Siedlung. Im ersten Augenblick dachten wir, es würde unserer Aufgabe sein, diese Siedlung fertigzustellen, aber bald wurden wir eines besseren belehrt. Wir waren bei den ersten gewesen, die dort angekommen waren. Nach und nach füllte sich der riesige Platz, auf dem man uns zu warten  
60 befohlen hatte. Ein Kamion nach dem anderen mit „Auszusiedelnden“ kam an. Alter und Krankheit hatten vor der Deportation nicht geschützt.

Die Nacht war hereingebrochen. Gegen 7 Uhr abends schienen es ungefähr 1.500 Menschen zu sein, die auf engstem Platze zusammengedrängt waren, mit ihrem ganzen Gepäck, und man machte noch immer keine Anstalten, uns von dort  
65 wegzuschaffen oder uns wenigstens in die halbfertig gebauten Häuser zu lassen.

Ein feiner Regen beginnt zu rieseln. Es ist mittlerweile empfindlich kühl und völlig dunkel. Die Nässe beginnt durch die Kleider zu dringen, und wir frieren. Setzen darf sich niemand, wer es dennoch wagt, wird wieder aufgetrieben. Da sind Männer und Frauen, alte Mütterchen und Säuglinge, Kranke und Gesunde, Menschen jeden Alters.  
70 Trostlose Nacht. Dunkel, kalt, nass, alles trübe, aussichtslos. Vereinzelt hört man unterdrücktes Schluchzen. Mit der vorrückenden Nacht beginnen immer mehr Menschen um uns herum zu weinen. Auch wir werden von der allgemeinen Verzweiflung erfasst. Alles lässt sich rückhaltlos gehen, so dass das verzweifelte Weinen die ganze Masse erfasst hat. Dahinein ertönen Fliegeralarmsirenen...

75 In dieser unglaublich langen Nacht nahmen sich die ersten das Leben und die ersten wurden wahnsinnig. Nach vier Uhr begann man uns abermals in Kamions zu verladen. Man führte uns zu einem Vorstadtbahnhof, wo wir wiederum etwa drei Stunden lang warten mussten. Dann hieß es plötzlich: Auf den Bahnsteig. (...)

80 Mittlerweile war, nicht wie wir erwartet hatten, ein Viehtransportzug, sondern ein Personenzug mit französischen Wagen eingetroffen, woraus wir schon wieder neue Hoffnung schöpften. Nachdem wir eingestiegen waren, wurde bekannt gegeben: Es wird erschossen, wer den Zug ohne Erlaubnis verlässt, das Fenster öffnet, mehr als 100 RM bei sich trägt, wie überhaupt das Motto dieses Zuges „Es wird erschossen, wer...“ zu sein schien.

85 Immerhin hatten wir im Zug einen Sitzplatz und waren darob froh. Als sich der Zug in  
Bewegung setzte, begann das Rätselraten nach dem „Wohin“. Die Herkunft der  
Wagen deuteten auf Frankreich hin, die Richtung, in die wir zuerst fuhren, ließ auf  
einen Abtransport nach Osten schließen. Die Nervosität stieg, bis wir nach einiger Zeit  
90 aufatmend feststellen konnten, dass es doch in Richtung Frankreich ging. Sofort  
tauchten die wildesten Gerüchte auf. Die einen glaubten zu wissen, es sei sicher, dass  
wir nach Madagaskar kämen. Andere wussten ebenso sicher, dass in Marseille Schiffe  
auf uns warteten, um uns nach Amerika zu bringen. Wieder andere, die Pessimisten,  
faselten erregt von einem Lager in der Nähe von Paris, über das nur Fürchterliches  
bekannt sei. Nichts von alledem bewahrheitete sich. Tatsache war, dass wir vier Tage  
95 und drei Nächte lang ohne Unterbruch durch Frankreich fuhren. Hie und da tauchten  
Namen wie Lyon, Toulouse und Sète auf.

Beim Passieren der Grenze waren wir gründlich durchsucht worden. Später zog mein  
Vater, strahlend über sein Schmugglertalent, ganze 20 Reichsmark aus seinem  
Uhrentäschchen. (...) In Toulouse durften wir das erste Mal den Zug verlassen, um  
100 Wasser zu trinken. Dort hätten wir vermutlich das Weite suchen können, aber niemand  
dachte daran. Alles, was geschah, war, dass eine ältere Frau die Gelegenheit  
wahrnahm, um sich unter den Zug zu werfen. Nachdem wir dreieinhalb Tage  
unterwegs gewesen waren, hieß es plötzlich, wir hätten auszusteigen und zu Fuß  
weiterzugehen. Wir stiegen aus, um sofort wieder einsteigen zu müssen. Die Reise  
105 ging weiter. Die Pyrenäen tauchten auf, und plötzlich hieß es, wir seien nun wirklich  
am Ziel unserer Reise angekommen. Wir mussten aussteigen und wurden in Kamions  
verladen und sausten in rasendem Tempo weiter. Man sagte uns, wir sollten in kleine  
Häuser in die Berge kommen, wo wir unser Leben mit Landwirtschaft fristen sollten.  
Wir glaubten freudig an diese Märchen.

110 Da tauchten in der Ferne Baracken auf. Ohne im Geringsten daran zu denken, dass  
die für uns bestimmt sein könnten, hatte man uns doch gesagt, dass wir in kleine  
Häuser kommen sollten. Immerhin atmeten wir doch ein wenig auf, als das  
Barackenlager aus unserem Blickfeld entschwand. Tief erschrocken mussten wir  
feststellen, dass wir von der anderen Seite her darauf hinsteuerten. Und mit Tempo  
115 fuhren wir im berüchtigten - uns bis dahin noch nicht bekannten - Camp de Gurs ein.

Bigler, Kurt: Zeitzeugenbericht Kurt Bigler. In: 22./23. Oktober 1940. Deportation Mannheimer Juden  
nach Gurs. Schulverwaltungsamt Mannheim (Hrsg.), Mannheim, 2000, S. 10ff.

Der Originaltext wurde gekürzt und der heutigen Rechtschreibung angepasst.